

4. Juni 1916

Ein düsteres Spiel.

gültig. Hieber zu zählen ist vor allem die Stempflin des Kräuleins Maria Maier, die die Mundart fast noch meisterlicher als Frau Meibren handhabt und mit ein paar erschütternden Sätzen ein Schicksal unvergesslich einprägsam zu gestalten weiß. Nicht minder beweist auch Herr Straßner in der Epifodenrolle eines invalid gewordenen Schmiedes — dieses mit zwei, drei Strichen hingeworfene Menschenschicksal ist eine Tragödie für sich — daß die kleinsten Rollen die dankbarsten sind, wenn man sie spielen kann. Kennen wir schließlich noch Herrn Treßler (Hies), Frau Seunders (Wolfsgruberin), die mit Unrecht vom Volkstheater vernachlässigte Frau Hetsch, Frau Reingruber und das frische Fräulein Keller, so haben wir nur einige von denen genannt, die genannt zu werden verdienen.

Soll man zum Schluß auch etwas tadelnd bemerken, so wäre es die ungleiche Handhabung des Dialekts, dessen verschiedenartige Färbungen da und dort störend hervortreten. Auch der vortrockene Dialog müßte durchgängig, unverständlicher zu sein, schärfer moduliert werden. Unerwünscht ist die „hingenen“ in die sonstige Regie, zumal im zweiten Akt, dessen wilder Troß den Rahmen der Bühne zu sprengen droht und den in eine Kollerische Dekoration einzufügen am Ende doch gelang. Auch die verschiedenartigen Explosionen der Selbstschlacht sind glücklich abgeklappt; und so kurzweilig incinander komponiert, daß sich eine wahre Symphonie von Geräuschen daraus ergibt, die eindringlich genug die Atmosphäre des Schlachtfeldes vortäuscht. Der Akt setzt starke Nerven voraus, wie das ganze Werk, das der „schmiedeisernen Zeit“ würdig ist, aus der es entspringt und die es schüddert. Die erschütternde Wirkung, die es im Lesen ausübt, äußert sich auch im Theater und reißt den Zuschauer mit, um ihn schließlich doch mit einer Art tragischer Beruhigung zu entlassen. Schönherrens Stück ist aus dem Schöße des Volkes geboren; es wird als ein gesunder Sproßling dieses kerngetunden Volkes bleiben.

empfangt sie die Nachricht vom dem Tode ihrer drei Söhne. Und sie erfaßt sich, bewahrt ihre trotzig aufrechte Bauernhaltung, ja sogar einen Schimmer von Humor, der über das Ende des trostlosen Aktes, in dem bis auf einen Invaliden und den Hofer nur Weiber auftreten, ein seltsam zuckendes Licht wirft. „Jetzt muß man sich halt anders einhängen“, sagt das heldenhafte Weib abgehend, nachdem sie sich bei den Nachbarinnen um Arbeit beworben hat. Das glaubt, daß man ihr diese Selbstüberwindung leidigen Beigeschmack des zu Erziehungszwecken dienenden Lesebuchspatriotismus noch den noch fataleren Geruch des Theaters. Das Unglaubliche wirkt vielmehr vollkommen natürlich und diese Natürlichkeit beruhigend. Denn wir spüren, ein Volk, das solche Gestalten hervorbringt, kann nie besiegt werden. Es wird auch nie besiegt werden, der Hofer und Notadelwirtin — Freiheitssiebe und unkräftige Fruchtbarkeit — machen es wie die benachbarte Schweiz zu einer unnehmbareren Festung.

Die Notadelwirtin und der Hofer, die dichterisch höchsten Erhebungen dieses Tiroler Dramas, überragen in der Darstellung auch körperlich das Bühnenbild. Beide Rollen liegen in bewährten Händen; Frau Meibren spielt die Notadelwirtin, Herr Maier den Hofer. Beide Künstler sind vornehmlich, und wird bei Herrn Maier das Bergnügen, das der Publikum seiner kraftvoll freischen, an Wirtin gemahnenden Männlichkeit auch in der Hoferrolle gewährt, durch seine nicht ganz zureichende Kenntnis des ihm wesensfremden Tiroler Dialekts beeinträchtigt, so fällt bei Frau Meibren auch dieses Hindernis weg. Sie trägt die Bauertracht der Mundart mit derselben Majestät wie den Purpurmantel des Versstückes und besitzt jenen hanebüchernen Humor, der die Tragik der Figur erträglicher macht. Auch die übrigen Rollen des Stückes, das sich zwar nicht die Burgtheaterhöhe, aber wenigstens einige der besten Burgtheaterkräfte zu erobern vermochte, sind vorzüglich besetzt, zum Teil geradezu muster-